

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

# Traumata

Psychische Krisen  
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff  
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts  
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«  
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-  
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,  
Jugend, Kultur und Sport  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von  
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2  
Print ISBN 978-3-8498-1766-4  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

## **SELBSTENTFREMDUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen *Anatolin* (2008) und *Der Verlorene* (1998)**

»Der Feind in mir« oder »Wie bin ich zu dem geworden, der ich bin?« Und, die Schattenseiten miteinbeziehend: »Woher kommt sie, diese innere Leere, dieser Ich-Verlust, der mein gesamtes Dasein bestimmt?« Hans-Ulrich Treichel hat solche Fragen in seinen Texten immer wieder durchgespielt. Wiederholt kreisen sie um ein besonderes familiäres Ereignis, den Verlust seines Bruders Arnold, den seine Mutter auf einem Flüchtlingstreck einer fremden Frau in die Arme drücken musste und nach dem seine Eltern seitdem verzweifelt suchen.

Das Phantom Arnold bildet insgeheim den Mittelpunkt des Familienlebens. Im Fotoalbum wird das Kind formatfüllend abgebildet, während dem Ich-Erzähler nur ein kleines Foto zugebilligt wird. Als ihm ein Junge aus der Suchkartei des Roten Kreuzes wie aus dem Gesicht geschnitten scheint, muss der Erzähler qualvolle erbbiologische Untersuchungen über sich ergehen lassen. Aus wissenschaftlicher Sicht beträgt die Wahrscheinlichkeit einer Bruder-Verwandschaft jedoch lediglich 0,2 Prozent, was seine Eltern in noch tiefere Depressionen treibt. All dies und der Mief der 1950er Jahre lassen den Erzähler fast ersticken.

Treichels verhinderte Heimkehrergeschichte hat sich, wie der Autor in einem Interview erläuterte, tatsächlich zugetragen – so oder so ähnlich. Im Nachlass der Eltern fand der Autor die Ergebnisse erbbiologischer Untersuchungen. Der *Spiegel* druckte sogar – aus dem Familienalbum der Treichels – ein Foto des »Verlorenen« als kleines Kind auf dem Arm seiner Mutter.

Dennoch sollte man sich hüten, in Treichels Romanen *Der Verlorene*, *Menschenflug* und *Anatolin*, die das Thema behandeln, platte autobiografische Abspiegelungen zu vermuten. Die immer wieder repetierten Geschichten aus Kindheit und Jugend widersprechen sich, hält man sie einmal nebeneinander, sogar eklatant. Der Vater betreibt mal ein Lebensmittelgeschäft, mal einen Tabakwarenladen, mal eine Fleischereigroßhandlung. Mal hat der Erzähler einen Bruder, mal zwei usw. Immer aber bilden Vater und Mutter die großen Gegenfiguren, mit denen sich das Ich schmerzhaft auseinandersetzt.

Die Generation der Eltern ist dabei geprägt von der Unfähigkeit, Gefühle zuzulassen und Liebe zum Ausdruck zu bringen. Das Denken ist in Wirtschaftswunderzeiten allein auf Gelderwerb und die Vergrößerung des kleinen Ladengeschäfts ausgerichtet.

Verständnis für ihren Sprössling bringen sie nicht auf. Ihre Erziehungsmaximen stellen sich als merkwürdige Fehlleistungen heraus, die Irrwege und Folgeschäden geradezu provozieren. So verwundert es nicht, dass der Erzähler sein Normbewusstsein verliert, fast lethargisch durch die Welt irrt, serienweise Psychiater aufsucht und – auf die Spitze getrieben – Musils *Mann ohne Eigenschaften* zur Lieblingslektüre erwählt. Was immer das Ich auch tut – beispielsweise scheitern viele Bemühungen, einen adäquaten Job zu finden –, es mündet in grotesken Situationen. Treichels Talent, solche Szenen fast masochistisch auszumalen, scheint unerschöpflich. Und das bei Verzicht auf jeden vordergründigen Effekt. Die Diktion ist unpräzise, schmucklos und – passend zum Inhalt – von gleichförmiger Emotionslosigkeit.

Auf die Frage nach dem Autobiografischen seiner Texte angesprochen, antwortete der Autor:

Der Schein trägt insofern, als nur der Erzählgestus autobiografisch ist. Was ich eigentlich betreibe, ist die Erfindung des Autobiografischen ... Es ist für mich ein Impuls zu schreiben, meine Autobiografie erfinderisch wiederzugewinnen.<sup>1</sup>

Und: »Deshalb schreibe ich in der Ich-Form – weil ich nicht so nah an mir dran sein möchte.«<sup>2</sup>

In *Anatolin* macht sich der Erzähler auf, im polnischen Lwówek Spuren des ›Verlorenen‹ aufzufinden. Doch der Trip führt ins Nitschewo, in eine Sackgasse. Dem Erzähler wird klar, dass es die gesuchten Zeugnisse aus der Vergangenheit nicht mehr gibt. Dies führt zum eigentlichen Hauptthema des Buchs, der biografischen Selbstvergewisserung. Das Stichwort lautet ›Morbus biographicus‹, ›biografische Krankheit‹. Der Ich-Erzähler leidet geradezu obsessiv am Verlust seiner Kindheitserinnerungen:

Auf einem Foto trage ich ein Holzsword in der Hand. Auf einem anderen sitze ich auf einem Dreirad. Ein weiteres Foto zeigt mich auf einem Schaukelpferd. So muß es im Hause Goethes oder Thomas Manns zugegangen sein. Aber bei uns? Ich jedenfalls kann mich an Holzsword, Schaukelpferd oder Dreirad nicht erinnern. Ich kann mich allenfalls daran erinnern, daß die anderen Kinder so etwas hatten. Die wurden förmlich überschüttet mit Holzschwertern, Schaukelpferden und Dreirädern.

Ich nicht. Ich wurde nicht überschüttet. Ich hatte gar nichts. Kein Schaukelpferd, kein Dreirad, keinen Kindergeburtstag und auch keine Kindheit. Ich bin noch nicht einmal sicher, ob ich überhaupt Eltern hatte. (S. 89)

Die gesamte Familiengeschichte erscheint dem Erzähler wie ein schwarzes Loch, wie ein unlösbares Rätsel, dem er auf die Spur kommen will, um endlich bei sich selbst anzukommen. So macht er sich auf und besucht die Geburtsorte seiner Eltern. Die Exkursionen führen in ein abgelegenes Straßendorf in der Ukraine, dann in eine noch kleinere Siedlung im ehemaligen Wartheland in Polen. Doch der Erzähler findet nichts vor, das ihm irgendwie weiterhilft. Die anstrengenden Reisen sind auch deshalb so sinnlos, weil die Eltern selbst die Orte nie beschrieben, geschweige denn ihnen nachgetrauert haben.

Die motivischen Entsprechungen zu den genannten Vorgängerromanen *Der Verlorene* und *Menschenflug* werden in *Anatolin* nicht gelehnet, sondern neu akzentuiert. Die ›biografische Krankheit‹ wird dabei drastischer denn je ausgeleuchtet. Es geht um neurotische Zwangsvorstellungen und Phänomene eines allgegenwärtigen Ich- und Realitätsverlusts wie im nachfolgenden Auszug:

Ich träumte davon, ein Buch zu schreiben, und ich schämte mich für diesen Traum. Und lange Zeit schien es ganz so, als sollte die Scham mich und meinen Traum überleben. Die Scham focht gewissermaßen einen Zweikampf aus gegen den Schreibdrang, und auch wenn ich inzwischen auf einige Bücher zurückblicken kann, so bin ich nicht sicher, wer diesen Zweikampf gewonnen hat. Wohl habe ich meine eigenen Bücher ordentlich im heimischen Bücherregal aufgereiht, doch gehöre ich noch immer nicht zu den beneidenswerten Autoren, die abends am Kamin sitzen und

bei einem Glas Wein in den eigenen Werken blättern. Und dies nicht allein deshalb, weil es mir an einem Kamin mangelt. Ich neige nicht zur wohligen Selbstbetrachtung, schaue auch nicht länger als nötig in den Spiegel. Ich will von mir nicht allzuviel wissen und sehen. Jeder Friseurbesuch und jeder Kleiderkauf ist mir unangenehm. Nichts gegen Friseusen und eine anregende Kopfwäsche, und auch nichts gegen eine neue Hose. Aber daß man beim Friseur vor einen Spiegel gesetzt wird, um sich fortlaufend anzustarren, ist eine Nötigung.

Nun ließe sich einwenden, man müsse sich vor dem Friseurspiegel ja nicht unbedingt ständig anstarren. Man könnte zum Beispiel die Augen schließen und meditieren oder in einer Zeitschrift blättern. Mir ist beides nicht gegeben. Ich kann vor keinem Spiegel Platz nehmen, ohne hineinzustarren. Wenn ich vor einem Spiegel sitze, starre ich hinein, bis mir die Augen brennen. Möglicherweise ist das ein archaischer Reflex. Ich erblicke den Feind. Oder die Beute. Je nachdem, was ich gerade für mich bin. Den Freund und Verbündeten, den ich eigentlich in mir sehen sollte, erblicke ich eher selten. Nicht beim Friseur und erst recht nicht in der Umkleidekabine. Ich bin schon aus vielen Umkleidekabinen geflüchtet. Manchmal so panisch, daß mich die Verkäuferinnen fragten, ob etwas nicht in Ordnung sei. Was hätte ich ihnen sagen sollen? Daß ich meinem Spiegelbild begegnet bin?

Fast so schlimm wie Friseurbesuche und Kleideranproben sind Fototermine. Obwohl ich mich beim Fotografiertwerden ja gar nicht sehe. Erst hinterher, beim Betrachten der Fotos, sehe ich mich. Aber ich werde gesehen, angestarrt und fixiert. So etwas ist selbst unter Fischen verpönt und wird normalerweise mit Flucht oder einem Gegenangriff beantwortet. Wäre ich eine Moräne, hätte der Fotograf nichts zu lachen. Wer einmal Konrad Lorenz oder Eibl-Eibesfeldt gelesen hat, der versteht, warum Fotografen gelegentlich Opfer von Gewalttätigkeiten werden. Die Moräne wehrt sich. Der Kugelfisch greift an. Ich habe beim Fotografiertwerden bisher auf Gegenangriffe verzichtet. Und beim Friseurbesuch auch. Ich kann ja nicht die Friseuse angreifen. Ich müßte konsequenterweise mein eigenes Spiegelbild attackieren, denn ich bin es ja selbst, der mich anstarrt.

Was hat das alles mit dem Schreiben und mit dem ersten Buch zu tun? Vielleicht ist Schreiben der Gegenangriff auf das eigene Selbst. Was

natürlich dann besonders sinnvoll ist, wenn man das eigene Selbst für etwas Bedrohliches, Fremdes oder gar für einen Angreifer hält. (S. 58-60)

Wie Treichel an anderer Stelle ausführt, waren seine »Leidenserfahrungen ... wesentlich Leereerfahrungen.«<sup>3</sup>

Weite Teile des Romans lesen sich wie ein psychiatrisches Bulletin:

Ich war mir nicht der gute Vater. Ich habe nicht, um das Markus-Evangelium zu paraphrasieren, zu mir gesagt: »Du bist mein liebes Selbst, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.« Ich war mir vielmehr mein ärgster Feind und bin gelegentlich schreiend vor mir davongelaufen. (S. 61)

Oder:

Ich gehe so lange zur Psychoanalyse, bis mir auch die Gegenwart wie eine versunkene und traumatisch vernebelte Vergangenheit vorkommt. Je mehr ich über mich und mein Leben nachdenke, um so mehr rückt es in die Ferne. (S. 129)

Parallel zur Treichel'schen Biografie werden Wohnorte, Lebensumstände, Stationen und Themen der akademischen Laufbahn beschrieben, bevor der Ich-Erzähler – und damit kommen wir zum Wendepunkt der Geschichte – jeder biografischen Spekulation den Boden entzieht. Er bezeichnet nämlich den biografischen Gehalt seiner Texte als völlig irrelevant: »[J]enes Selbst, dem man im eigenen Text begegnet, [ist] immer ein anderes und fremdes, so nahe es auch sein mag. Dafür sorgen der Stil und die literarische Form.« (S. 61) Und paradox zugespitzt: Er könne gar nicht autobiografisch schreiben, weil ihm ja die Biografie fehle. Und schließlich: Ein Schriftsteller sei ja nicht zuletzt auch deshalb Schriftsteller, »weil es mit seiner Selbstgewißheit als authentisches Subjekt so weit nicht her ist.«<sup>4</sup> Ein Text besitze seine eigene Wahrheit, sei allenfalls die »Fiktion von etwas, was wirklich stattgefunden« (S. 152) habe. Wer *Anatolin* als allumfassendes Outing oder autobiografische Nabelschau liest, wird also düpiert. Stattdessen haben wir es mit einem Vexierspiel über die Voraussetzungen autobiografischen Erzählens zu tun. Eine Kritik bescheinigte: »Selten ist in letzter Zeit mit derart leichter

Hand über den Begriff des Autobiografischen so differenziert nachgedacht worden.«<sup>5</sup>

Hinter allem steht letztlich auch die Frage: Warum wird man Schriftsteller? Eine mögliche Antwort lautet: Aus Mangel, aus Kompensation. Dazu Treichels Erzähler:

Mir fehlt das, was man eine narrative Identität nennt. In der Bibliothek meines Unbewussten fehlt der Familienroman. Er ist nicht da, aber ich suche ihn dauernd. Ich kann zu mir nichts sagen und muss mir darum meine eigene Lebenserzählung fortlaufend erarbeiten. (S. 105)

Der Ich-Erzähler habe zu schreiben begonnen,

[u]m nicht mehr schreiend vor mir davonzulaufen, sondern die Scham, der zu sein, der ich bin, zu überwinden und schreibend mir gegenüber standzuhalten. Insofern war das Schreiben eines Gedichts meine erste wirkliche Kulturtat. Ein Akt der Zivilisierung und Befriedung im Umgang mit mir selbst. (S. 61)

»Ostwestfalen war an allem schuld« (S. 101), heißt es weiter: »Lange Zeit war für mich Ostwestfalen der Urgrund aller Wurzellosigkeit und aller Daseinsleere schlechthin.« (S. 101) Bei einem Besuch in seinem Geburtsort Versmold trifft der Erzähler nichts mehr an, was ihm in seiner Kindheit wichtig war.

Der schmale Durchgang mit der Abwasserrinne zwischen unserem Haus und dem Nachbarhaus existiert auch nicht mehr, weil es unser Haus nicht mehr gibt. Das Nachbarhaus ist ebenfalls verschwunden. Es gibt auch den Ort nicht mehr. Zumindest erkenne ich ihn bei meinen gelegentlichen Besuchen nicht wieder. Wo früher eine Fleischfabrik stand, ist jetzt eine Kunstgalerie. Der Bach mit den Margarineschlieren ist blau wie das Mittelmeer. Die einst grauverputzten Häuser tragen ein Fachwerk mit neogotischen Giebeln, die Gehwege sind mit Terrakotta gepflastert, und an den Straßenrändern liegen Findlinge, als wäre hier einst ein Gletscher geschmolzen. (S. 91)



Falls ich aber wider eigenes Erwarten doch eine Kindheit gehabt haben sollte, dann war sie spätestens am Ende meiner Kindheit aufgebraucht. Es gab sie nicht mehr. Und später gab es auch die Pubertäts- und Adoleszenzjahre nicht mehr. Alles verschollen. Von der Zeit zermahlen. Vom Leben zernagt. Im Familientrauma unter die Räder gekommen. (S. 100)

In seiner Dankrede anlässlich der Entgegennahme des Droste-Preises (2003) hatte Treichel über seine ostwestfälische Herkunft ganz ähnlich geurteilt: »Es war ein Raum, in dem alles, was gewesen war, widerhallte, ohne doch eine Sprache zu haben. Der Raum war erfüllt von historischer und biographischer Last, doch es fehlte die Erzählung dazu.«<sup>6</sup> Und: »Heute weiß ich, daß das Fehlen von Geschichte auch mit dem Fehlen von Geschichten zusammenhängt.«<sup>7</sup> *Anatolin* wie andere Bücher Hans-Ulrich Treichels liefern jene Geschichten, die biografische Leere benennen und auch erträglich machen – auf manchmal aberwitzige und oft mit schwarzer Komik inszenierte Art und Weise.

## Anmerkungen

- 1 Jeanette Stickler: »Was ich betreibe, ist die Erfindung des Autobiographischen.« *Ein Gespräch mit dem Lyriker, Librettisten, Prosaautor und Dozenten Hans-Ulrich Treichel*, in: *Frankfurter Rundschau* vom 04.03.1998.
- 2 Volker Hage: *Auf der Suche nach Arnold. Der Schriftsteller Hans-Ulrich Treichel erzählt vom Trauma einer deutschen Nachkriegsfamilie, die auf der Flucht aus Ostpreußen ein Kind verloren hat – eine Geschichte mit realem Hintergrund*, in: *Der Spiegel* vom 23.03.1998.
- 3 Hans-Ulrich Treichel: *Dankrede zur Verleihung des Annette-von-Droste-Hülshoff-Preises 2003*, in: Jochen Grywatsch, Eva Poensgen, unter Mitarbeit von Annalena Böttcher: *Der Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis 1953-2015. Eine Dokumentation*. Bielefeld 2016, S. 272.
- 4 Ebd., S. 270.
- 5 Rainer Moritz: *Suche nach der eigenen Biografie*, in: *Deutschlandfunk Kultur* vom 13.03.2008. Online unter: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/suche-nach-der-eigenen-biografie.950.de.html?dram:article\\_id=135994](https://www.deutschlandfunkkultur.de/suche-nach-der-eigenen-biografie.950.de.html?dram:article_id=135994) (zuletzt abgerufen am 23.09.2020).
- 6 Grywatsch/Poensgen 2016 (Anm. 3), S. 271f.
- 7 Ebd., S. 275.

# Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEREFahrungen in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461